

# Der Letzte vom Regiment Gensdarmes.

Historischer Roman von **Cäsar Magnus.**

(7. Fortsetzung.)

Gebhard hielt öfters an und strengte Augen und Ohren an, um etwas von dem Vorgehen der Franzosen wahrzunehmen. Lange sah und hörte er nichts. Endlich tauchten große Feuer auf. Rings um Hennisdorf loberten die Bismarskfeuer. Gebhard horchte. Aber die Entfernung war wohl zu groß, an tausend Schritt, und so war nichts zu hören. Alles war still. Nur die Hunde im Dorf bellten. Nach der Zahl der Feuer mußten härtere Kräfte dort bismarskieren; Gebhard schätzte sie auf 15 bis 20 Schwadronen. Er machte sich eine Bemerkung auf den Rand seiner Karte und ritt weiter auf Dranienburg. Noch einmal sah er Feuer drüben auf dem andern Ufer, weniger wie das erste Mal. Sie brannten etwa eine halbe Stunde vorwärts von Hennisdorf. Dann sah er nichts mehr.

Der Morgen graute, als Gebhard Wagenfeld nach Dranienburg näherte. Schwandend hatte der feine, durchsichtige Nebel sich heraufgehoben bis zu dem Mond, der noch immer mit seinem milde Licht am Himmel strahlte. Dann war er wie ein Schleier wieder herniedergefallen. Der Himmel im Osten erhellte in einem kalten Weiß. Mitternacht wurden die Sterne. Gelbe Strahlen schossen auf über den Horizont, ein röthliches Licht säumte den Rand der letzten Nebelwolke, und jetzt schien es, als solle die Königin des Tages hervortreten in feuriger Schönheit, da hing plötzlich der Nebel wieder auf, aber nicht mehr leicht und glänzend wie in der Mondnacht, sondern schwer, grau, erlösend und unbedeutend. Wie eine dicke Wolke verbrüht er alles und in der trüben Dämmerung verschwanden undeutlich die Umrisse der Dinae.

Vorsichtig, oft anhaltend und hochgehend, ritt Gebhard weiter. Da laucht aus dem Nebel eine dunkle Masse auf: Dranienburg. Gebhard schwankte, ob er herantreten sollte. Dann entschloß er sich, im Bogen die Stadt zu umreiten und vor allem festzustellen, ob die Brüden über die Havel und den Ruppiner Canal bereits vom Feinde besetzt seien.

Im Schritt ritt Gebhard vorwärts, Koeple neben sich, beide die gespannte Pistole in der Hand.

„St!“ — Augenblicklich stehen beide Pferde. Sie lauen an den Gefässen, und das Klirren der Reintente klingt leise durch die dunnige, feuchte Luft.

„Dort — gerade aus — nein, etwas mehr rechts.“

Gebhard flüsterle leise. Knie an Knie neben Koeple.

Koeple duckt sich etwas, schiebt den Kopf vor und macht seine autmündigen blauen Augen weit auf. So späht er scharf vorwärts.

Vorwärts, im Nebel, erscheinen ganz unbedeutlich die Umrisse von zwei Reitern. In's Riesenhafte verzerrt durch den täuschenden Nebel, sehen sie aus wie hundertköpfige Schattenbilder. Sie scheinen still zu stehen.

Gebhard und Koeple halten ungewiß. Da kommt der Ton einer Menschenstimme durch die dicke Luft.

„Hörst du noch 'n Tropfen drinne in de Pulle? Et fängt an un wird verflucht kühl an de Woten.“

„Preußen!“ sagt Gebhard Wagenfeld laut und reitet vorwärts.

Man hört drüben das Knarren eines Hahns und den Ruf: „Halt! — Werda?“

„Preussischer Offizier.“

„Näher ran!“

Zwei Husaren vom Regiment Schimmelpennin halten zu Pferde an einer Brücke.

„Det is doch een Offizier nich“, sagt der eine von ihnen.

„Wer commandirt hier?“ fragte Gebhard kurz und bestimmt.

Die Husaren sehen einander unschlüssig an.

„Lieutenant von Jaanow“, sagte einer zögernd.

„Hörte er sich sofort zu ihm.“

Vor dem Tone dieses Befehls und vor Gebhard's ganzer Haltung schwindet der letzte Zweifel der Husaren.

entgegen. „Feindliche Cavallerie geradeaus vor uns!“

Der junge Offizier reißt den Säbel aus der Scheide. „Gewehr auf! Zur Attaque Galopp — Marsch! — Marsch! Marsch! — Hurrah!“

„Wid'e l'Empereur!“

In wüthendem Anprall stoßen die Reiter zusammen.

Im nächsten Augenblick haben sie gegenseitig ihre Reiben durchbrochen und nun dreht sich alles in wildem Ansturm. Säbel klirren und bligen, schmetternd fallen die Hiebe, der kurze, scharfe Knall der Pistolen tönt dazwischen.

Gebhard hat seine Pistolen abgefeuert und einem feindlichen Husaren, der neben ihm fährt aus dem Sattel, den Säbel entrisen. Hoch aufgerichtet kämpft er im dichtesten Gedränge. Die Franzosen sind gebandelt, Stiefelstecker. Rißend fährt ihre leichte Klinge den preussischen Reitern in die Rippen. Aber auch Gebhard ist ein Meister im Führen der Waffe.

Mit kaltem Blut, klarem Auge und eisener Hand schlägt er den Säbel des Gegners zur Seite, dann ein kurzes Husholen, ein haarscharfer, pfeifender Hieb, und mit erschüttertem Schadel sinkt der Feind höhnend vom Pferde. Die Franzosen sind in der Ueberzahl. Schwächer wird der Widerstand der preussischen Husaren. Schon irren viele reitlose Pferde auf dem Felde herum, schraubend und leuchtend, schon jagen auch vereinzelt Reiter zurück, die sich aus dem Handgemenge gerettet haben.

Gebhard sieht sich kurz um. Die Franzosen haben sich fast zusammengebrängt um zwei kleine Gruppen, die allein noch stehen. Hier ist es der Lieutenant von Jaanow mit zwei Unteroffizieren, und hier steht er allein mit seinem treuen Reitknecht Koeple.

Rechts heran drängt sich ein feindlicher Offizier und fällt aus in gewaltigem Stoß. Nur im letzten Moment um ein Haars Breite vermag Gebhard auszuweichen. An der Rippe lang gleitet die feindliche Klinge, das Fleisch durchbohrend. Heißes, rothes Blut strömt aus der Wunde über die Kleider. Durch die Wunde des Stohes ist der Franzose im Sattel vernünftig gefallen. Gebhard schlägt ihm das Degengefäß ins Gesicht. Mit erschütterter Rinne, blutüberfrönt, stürzt der Gegner vom Pferde.

„Ach Gott, Euer Gnaden!“ schreit Koeple. Er wirft sich dicht an Gebhard heran und deckt ihn mit seinem Leibe. Ein Schuß blüht auf zur linken Hand. Schwer sinkt der treue Mann gegen seinen Herrn, er fällt aber vor ihm auf den Sattel, die Fügel spannen sich unter dem Druck des Körpers kurz und scharf, hoch auf bäumt sich Gebhard's Gaul und unter dem doppelten Gewicht bricht er nach rückwärts zusammen, im Ueber schlagen auch Koeple's Pferd mit sich reisend.

So liegen sie am Boden, Brust an Brust, der lobte Reitknecht über seinem Herrn, als wollte er auch im Tode noch ihn vor den Hieben der Feinde schützen.

Einen Augenblick blieb Gebhard wie betäubt liegen. Dann zog er mühsam den Fuß unter der Last des Pferdes hervor, das ängstlich um sich schloß, schob die Leiche von seiner Brust zur Erde und richtete sich auf. Der Säbel war ihm im Sturz entfallen. Schon hatten ihn auch ein paar feindliche Reiter gepackt.

„Schlagt den Hund todt!“ rief einer, dem aus einer Stirnwunde das Blut über die Augen lief.

„Aufhängen muß man den Schuft!“ rief ein anderer, ein Brigadier mit hartem, schwarzem Bart. „Das ist ja gar kein Soldat. An diesen Landweilern muß ein Exempel statuiert werden, wenn sie gegen des Kaisers Soldaten stehen.“

„An den Baum mit ihm!“ schrie artifizierend ein gelber, blattnerbiger kleiner Kerl, dem die Haare unter der Bekleidung wirt ins Gesicht hingen, und stieß Gebhard mit der Faust ins Gesicht.

Gebhard drehte sich für um. Strahlenden Auges hob er die geballte Rechte und schlug den Kerl ins Gesicht, daß er heulend stürzte.

Jetzt hing sein Leben an einem Faden. Im nächsten Augenblicke hätten die erbitterten Husaren ihn niedergemacht, da trat gerade zur rechten Zeit ein Offizier dazwischen und stellte sich vor Gebhard hin.

„Wie kommen Sie in dieses Gefecht?“ fragte er.

„Ich bin preussischer Offizier“, antwortete Gebhard in französischer Sprache.

„Tragen in Preußen die Offiziere keine Uniform?“

„Ich war wegen Krankheit beurlaubt und befand mich auf dem Wege zu meinem Regiment, als ich durch Zufall in den Beginn dieses Gefechtes hineinkam. Ich möchte kein Soldat sein, wenn ich hätte unthätiger Zuschauer bleiben sollen.“

„Glauben Sie ihm doch nicht, mein

Capitän“, rief der Brigadier dazwischen. „Das sind ja Märchen. Der Mann ist sicherlich ein Spion.“

„Durchsucht seine Taschen!“ befahl der Offizier. „Ah!“ rief er, als ihm die Karte gereicht wurde, die Gebhard auf seinen Weg mitgenommen hatte, und auf der die Aufstellung Hohenlohes und die der Franzosen eingezeichnet war.

Der Capitän war ein hübscher Mann mit langem strohblondem Schaurbart und großen dunkelblauen Augen. Es lag etwas wie Mitleid in dem Blick, den er auf Gebhard richtete.

„Sie sehen nicht aus wie ein Spion von Profession“, sagte er. Dann kann er einen Augenblick nach.

Die französischen Reiter hatten sich wieder gesammelt. Sie standen, ein Schwadron stark, in Linie aufmarschirt. Der Nebel war lichter geworden. Ein heller, blendender Glanz bezeichnete die Stelle, wo die Sonne sich bemühte, seine Schleier ganz zu durchbrechen. Seitwärts der Brücke war eine Wassermühle sichtbar geworden, von rothem Weinlaub umrants. In dem kleinen Garten daneben blühten die letzten Asters und Georginen.

„Dudal!“ rief der Capitän.

„Mein Capitän!“ Ein großer, erster Mann ritt vor. Das Gesicht von einer tiefen Narbe durchfurcht, das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust.

„Ich reite mit der Schwadron weiter. Du wirst mit zwei Husaren zurückbleiben und diesen Mann mit der Karte, die wir bei ihm gefunden haben, seiner kaiserlichen Hoheit dem Großherzog von Berg abliefern.“

„Da kommt Seine Hoheit selbst.“

Im langen Galopp kam Murat mit seinem Stabe heran. Etwas weiter zurück folgte eine Schwadron Dragoner. Der Capitän trat an den Weg vor und salutirte.

„Nun, was giebt's?“ fragte Murat. „Warum hält die Schwadron? Vorwärts, Capitän! Vorwärts, vorwärts!“

„Ich habe hier ein kleines Gefecht gehabt mit preussischen Husaren und...“

„Ach! Also haben wir sie bereits!“ Ein Zug von Freude blühte über Murat's schönes, bronzefarbiges Gesicht. Er wandte sich lebhaft im Sattel.

„General Grouchy!“

„Kaiserliche Hoheit!“

„Lafayette bleibt mit seinen Husaren im Vorgehen auf Jehennid. Sie folgen mit Ihrer Division. Ich werde mit Ihnen reiten. Die Chasseurs von Wilkoud gehen in die rechte Flanke auf Liebenwalde, General Treibhard wird die linke Flanke in der Richtung auf Gransee decken. An Beaumont, Hautpoul und Lannes schide ich Befehl, auf Jehennid zu folgen.“

Diese Anordnungen kamen kurz, knapp und bestimmt heraus, doch lag etwas Gemachtes, eine gewollte Frische in dem Ton der Stimme.

Gebhard's nächstem Blick wollte es scheinen, als liege über der ganzen zierlichen Erscheinung etwas Poetisches, Theatralisches.

Die Mädchen sahen das mit anderen Augen. Wenn Murat eintritt in die Städte, auf seinem blendend weißen Verberhengal, den ein Pantherfell bedeckt, die Uniform leuchtend von Schmalz und Gold, an der Bärenmütze den Reiterbusch mit der funkelnden Diamanten - Agraffe, da kloppte manches Herz schneller und stürmischer unter dem knappen Mißer.

Und Murat trieb dann seinen Hengst an, daß er knirschend in die goldenen Stangen des Sessels schäumte, und während er so mit dem Pferde kämpfte, flogen seine leuchtenden, sinesgewissen Blicke nach den Feindern rechts und links und suchten nach der Schönsten.

Der Dienst der Frauen hatte ihm die Gewohnheit gelehrt, gefallen zu wollen, und dieser Wunsch verließ ihn auch Männern gegenüber nicht, auch im Dienst nicht. So, wie er jetzt im feuchten Octobermorgen auf der Landstraße hielt, Pferd und Reiter tadellos, hätte er sofort zur Parade reiten können.

„Da hält ja dieser Capitän immer noch!“ rief er jetzt mit spöttischem Ton. „Sie können längst unterwegs sein! Wo sind die feindlichen Husaren hingewirten?“

„Die wenigen, die entkommen sind, flohen in die Richtung auf Jehennid.“

„Und sie kamen von...?“

„Darüber habe ich bisher keine Nachricht, mein Prinz. Vielleicht kann sie dieser Mann geben.“

Murat sah gleichgültig auf Gebhard herunter. „Wer ist dieser Mensch?“

„Er war mitten unter den preussischen Husaren. Im Handgemenge wurde er gefangen genommen. Diese Karte hat man bei ihm gefunden.“

Murat nahm die Karte. Ueberhaupt erhob er die Augen und sah Gebhard prüfend an.

„Ist diese Einzeldruckung der Truppen Hohenlohe's richtig?“ fragte er lebhaft.

„Sie ist falsch“, erwiderte Gebhard bestimmt. „Ein ungeworfener Agent hat uns getäuscht. Der Fälscher steht bedeutend weiter westlich.“

Murat lächelte höhnisch.

„Wir wollen doch einwillen annehmen, daß die Zeichnung richtig ist. Also vorwärts, meine Herren, auf Jehennid!“ Sie, General Grouchy, schiden diese Karte durch einen Ordonnanz-Offizier seiner Majestät dem Kaiser.“

„Sehr wohl, mein Prinz. Und was soll aus diesem Mann werden?“

„Stellt ihn an die Mauer und

schießt ihm eine Kugel vor den Kopf.“

Damit galoppirte der Reitkönig davon und folgte der Husaren-Schwadron, die soeben angetratt war.

Gebhard stand nahe an der Mauer der Mühle. In dünnem Gerinselfiderte das Blut aus der Wunde in der rechten Seite und durchströmte seine Kleidung. Der Blutverlust machte ihn schwindelig, er begann zu frieren. Die letzten Worte Murat's durchschauerten ihn. Vorhin im Getümmel des Kampfes hatte er dem Tode fest in's Auge gesehen, jetzt wollte ihm vor diesem Ende grauen. Mit welchem Schmerz dachte er an Weib und Kind. Ein Schleier legte sich ihm vor die Augen.

„Na, also vorwärts!“ sagte einer der Husaren, die ihn noch immer hielten.

Gebhard's Schwäche war vorüber. Der Reitmeister von Wagenfeld sollte seines Namens würdig sterben. Stolz hob er den Kopf. Mit welchem Gewalt verbannte er alle anderen Gedanken, um nur einem einzigen Raum zu lassen, dem eisernen Willen, zu fallen wie ein Mann.

„Ich weiß nicht, ob wir da richtig handeln“, sagte der General Grouchy zu seinem Adjutanten. „Halt! mal, Ihr da mit dem Gefangenen! Die Sache ist doch noch sehr unklar. Unser großer Murat ist natürlich gleich wieder fertig damit. Ihm abnt wieder 'mal so was von einem Triumphzug. Still! Halt! — Ich meine, es könnte doch von großem Werth sein, wenn man den Gefangenen eingehend ausfragte. Denn wenn diese Einzeldruckung der Truppen Hohenlohe's stimmt, dann weiß er auch noch mehr. Ich habe nur jetzt keine Zeit zu einem Verhör; wir müssen weiter.“

„Wenn man den Mann nach Berlin zurückschickt?“ schlug der Adjutant vor. „Es ist nicht weit zurück; er kann dort ordentlich verhört werden, und ob er hier oder dort erschossen wird, ist schließlich gleichgültig. Oder vielmehr, es ist noch besser in Berlin, da macht's mehr Eindruck.“

Grouchy nickte.

„Oberst Viardot!“ rief er. „Lassen Sie diesen Gefangenen durch ein Beileit - Commando Ihres Regiments an die Commandantur Berlin abliefern. Es ist ein Spion, bei dem diese Karte hier gefunden wurde. Da die Nachrichten von Wichtigkeit sind, ist Eile nöthig. Lassen Sie also in Dranienburg einen Wagen requirieren. Und nun reiten Sie in drei Zuefeln Namen! Die Husaren sind schon weit voraus.“

Rasselnd, klirrend setzten sich die Schwadronen in Bewegung.

Wie eine ungeheure Schlange mit ebernen Schuppen schob sich die Kolonne der gepanzerten Reiter an den Bindungen der Havel entlang; gänzlich war ihr Kopf im Neuholländer Fort verschwindend, als ihr Schwanz noch weit über die Ebene in fahl leuchtendem Schimmer sich hinzog.

Am frühen Morgen hatte der Adjutant des Kaisers sein Pferd bestellt und war hinaus geritten durch den Thiergarten in die Richtung auf Spandau.

Die frische, herbe Luft des Octobermorgens that ihm wohl, und wie der Nebel langsam sank und sich theilte, so wurde es auch in seinem Innern immer heller und klarer. In einer ruhigen Stimmung, wie er sie schon lange nicht gekannt hatte, kehrte er nach Hause zurück.

Er hatte kaum sein Pferd abgegeben, als der Lieutenant Derodes, der am Fuß der Treppe ihn erwartet hatte, auf ihn zutrat.

„Mein Capitän“, sagte der junge Offizier etwas befangen und unsicher über die Aufnahme, die er finden würde, „ich komme im Auftrage des Herrn Commandanten von Berlin.“

Zu seinem Erstaunen blieb der Adjutant, der sonst nicht gern belästigt wurde und immer gleich mit einer heftigen abweisenden Antwort bei der Hand war, vollkommen freundlich.

„So, so; vom Commandanten. Ich will suchen, seine Bedenlichkeiten zu beschwichtigen. Bitte, treten Sie ein bei mir und legen Sie sich. Ach so!“ fügte Hersfeld lächelnd hinzu, und er bemerkte, daß auf dem Sessel, den er dem Lieutenant anbot, Hut, Handschuhe und ein Paar Epaulettes lagen.

„Entschuldigen Sie nur, daß es etwas lächerlich hier aussieht, das ist bei mir leider immer der Fall. So, hier haben Sie einen anderen Sessel, der glaube ich, auch ganz bequem ist. Und nun; was will der Herr Commandant von mir?“

Der Herr General hat meinen Bericht über die Vorgänge von gestern Abend sehr ungnädig aufgenommen. Er meinte, ich hätte das Haus unter allen Umständen durchsuchen müssen.“

Hersfeld lächelte, und der Lieutenant Derodes erröthete leicht.

„Der Herr General“, fuhr der junge Offizier fort, „ist aber nunmehr der Meinung, daß eine Hausdurchsuchung am heutigen Tage keinen Zweck mehr haben würde. Er wünscht indessen für alle Fälle einen bestmöglichen Bericht über den Vorgang bei den Akten zu haben und hat von mir einen solchen Bericht bereits eingefordert. Von Ihnen, mein Capitän, erbittet er ebenfalls einen kurzen Bericht über die Art und die Gründe Ihres Eingreifens am gestrigen Abend. Es wäre ihm auch sehr erwünscht, wenn Sie eine möglichst genaue Personal-Beschreibung des Reitmeisters von Wagenfeld hinzuzufügen könnten.“

„Schön, mein Freund; das Alles soll der Herr Commandant bis heute Abend haben. Aber dann können Sie hoffentlich auch Ihre langweiligen Posten hier vor diesem Hause entfernen.“

„Der Herr General hat mich ermächtigt, die Posten sofort einzuziehen.“

„So, das ist mir sehr angenehm; dann nehmen Sie die Kerle nur gleich mit. Und nun Gott befohlen. Bedanke mich für Ihren Besuch.“

Höchst erstaunt über die ungewohnte Liebenswürdigkeit des Adjutanten zog der Lieutenant Derodes seine Posten ein und führte sie nach der Wache zurück.

Leo Hersfeld war sehr erfreut, daß für Charlotte nunmehr alle äußeren Unbequemlichkeiten beseitigt wären. Wie sehr mußte die Unruhe, die Sorge sie bewegen über das Schicksal ihres Gemahls, von dem sie auch im günstigsten Falle sobald keine Nachricht erhalten konnte. Und nun kam gewiß noch dazu eine peinliche Erwartung der Maßregeln, die sie von der französischen Commandantur befürchten mochte.

Wenigstens von diesen ängstlichen Gedanken wollte Hersfeld sie sofort befreien. Je größer das Gefühl der Schuld war, das er heimlich gegen die schöne Frau empfand, um so lebhafter war sein Wunsch, nun aber auch alles zu thun, um ihre schwierige Lage zu erleichtern.

Er ließ sich durch seinen Kammerdiener melden und wurde in dasselbe Zimmer geführt, in dem ihn Charlotte gehen empfangen hatte.

Aufs Neue bewunderte er den vollendeten Geschmack, mit dem dieser Raum ausgestattet war.

Sein fein gebildetes Auge hatte bald einen Claude Lorraine entdekt, in dessen Schönheiten er sich so vertiefte, daß er fast das Decken und Schließen der Thür ihn aus seinen Betrachtungen heransriß.

Er wandte sich um und begrüßte Fräulein Henriette von Nauen, die ihm in leichter Verlegenheit entgegen trat.

„Frau von Wagenfeld läßt sich entschuldigen, Herr Graf“, sagte sie mit einem hübschen Erröthen. „Sie leidet, wohl unter den Eindrücken des gestrigen Tages, an so heftigen Kopfschmerzen, daß sie Niemand empfangen kann. Wenn Sie aber die Güte haben wollen, mir Ihre Mittheilung zu machen, so will ich sie gern an Charlotte übermitteln.“

Sie deutete dabei artig auf einen Stuhl und setzte sich selbst in eine Sophaede dem Grafen gegenüber.

„Ich kommen nur, mein Fräulein“, sagte Hersfeld, „um die Damen zu beruhigen, falls sie sich ängstliche Gedanken gemacht haben sollten über die Maßregeln, die die Commandantur etwa noch gegen dieses Haus ertheilen könnte. Ich denke, die Sache ist erledigt. Die Posten sind bereits entfernt und ich werde alles thun, um den Damen auch weiterhin jede Unannehmlichkeit zu ersparen.“

„Wir können Ihnen nicht dankbar genug sein, Herr Graf, für den Schutz, den Sie uns angedeihen lassen. Dene Ihre Dankschreiben hätten mir wahrscheinlich gestern Abend eine schlimme Stunde erleichtert. Und Gott weiß, daß die arme Charlotte ohnedies genug zu tragen hat.“

„Frau von Wagenfeld ist Ihre Freundin.“

„Ja. Wir sind als Nachbarstinder zusammen aufgewachsen.“

„Und nun sind Sie hier zum Besuch?“

„Ich lebe in diesem Hause. Gebhard und Charlotte Wagenfeld sind mir Vater und Mutter geworden.“

„So jung schon haben Sie die Eltern verloren?“

„Der Vater fiel bei Valen, als ich noch ein Kind war, die Mutter starb bald darauf, und wie ich im Herzen Charlotte's Schwester gewesen war, so wurde ich es nun auch in der äußeren Führung des Lebens.“

Fast auf den ersten Blick hatte gestern Leo Hersfeld einen tiefen Eindruck auf Henriette gemacht. Immer wieder hatte sein Bild vor ihr gestanden, so schön und so voll männlicher Kraft. Mit leiser Befantheit war sie ihm heute früh entgegengetreten, und fast ängstlich sah sie ihm im ersten Augenblicke an.

Vor seiner ruhigen vornehmen Haltung gewann sie rasch die alte Sicherheit wieder. Das Ungewöhnliche ihrer Situation, so allein mit dem Offizier der fremden Armee, verlor durch sein taktvolles Auftreten alles Feinliche.

Er fragte auch nicht nach Henriette's Lebensverhältnissen in dem leichten Ton einer mühsigen Neugier. Ihre schlichte, einfache und doch erhehaltene berührte ihn sympathisch. Zunächst hatte er nur eine höfliche Frage gestellt, um das Gespräch nicht kurz abzubrechen. Der warme Ton in Henriette's Antwort hatte auch in ihm eine wärmere Theilnahme erweckt.

Und Henriette sprach immer gern, wenn sie das Gespräch auf Charlotte Wagenfeld bringen konnte. Das Gefühl inniger Dankbarkeit, das sie tief im Herzen trug, dränate sie um so mehr zu einem äufieren Ausdruck, als Charlotte selbst von solchen Auserungen niemals etwas wissen wollte.

Unwillkürlich kam auch Hersfeld auf eigene Lebensschicksale, auf Jugenderinnerungen zu sprechen, und er wurde nicht müde, die Schönheit seiner Vaterlande in immer neuen Farben zu malen.

„Ich bin aus der Mark noch nicht herausgekommen“, sagte Henriette lächelnd, „und kenne die Schönheit des

deutschen Südens und Westens nicht. Ich habe noch niemals einen Berg gesehen. Da ist es schwer, mit Ihnen zu sprechen von der Schönheit meiner Heimath, die Ihnen vielleicht arm und reizlos erscheint.“

„Ich muß gestehen“, sagte Hersfeld lebhaft, „daß ich unterdessen, auf dem Marsche, diesen Eindruck oft gehabt habe. Heul früh bin ich nach Spandau zu geritten, und da war ich doch ganz übertraf von dem allerdings etwas melancholischen Reiz der Landschaft, besonders an den bewaldeten Ufern der Havel.“

„Was Sie melancholisch nennen, das möchte ich lieber mit dem Worte friedlich bezeichnen. Und Sie thun unserer Landschaft doch unrecht, wenn Ihnen nur die Havelseen gefallen, die allerdings herrlich sind. Wir Märker lieben den Boden, der uns nährt und trägt, nicht nur deswegen, weil er die Wiege unserer Eltern ist; wir finden die Heimath auch schön; wir haben ein Recht dazu. Vielleicht, das will ich Ihnen zuweilen, gehört ein märkisches Auge dazu, um den ganzen Reiz der Landschaft zu empfinden.“

Das Bild, das sich den Augen bietet, tritt ja nicht gleich mit bezwingender Gewalt vor die Seele. Das Auge muß sich erst hineinleben. Aber wie schön ist es, wenn die alten hohen Föhrenstämme im letzten Sonnenstrahl roth aufglücken und aus der moßigen Strohdächer am Waldrand der dünne Rauch in den bläulichen Abendhimmel emporsteigt. Das ist nicht groß, das ist nicht überwältigend, aber es ist ein friedliches Bild, es atmet Stille und Ruhe.“

Der Eintritt des kleinen Hans Jochen unterbrach das Gespräch.

Das Kind kam aus seiner Stube herübergelauert und wollte mit der Tante Henriette spielen. Dem fremden Offizier gab es artig die Hand und ließ sich nach seinem Namen und nach seinem Alter fragen.

Henriette sprach unendlich liebevoll zu dem Kinde, brachte das kleine Spielzeug in Ordnung, das sich vorwärt hatte und erzählte unterdessen lachend und mit einem Anflug von Schelmerei, der ihr entzündend stand allerlei brollige Geschichten aus den Leben des Anaben.

Ganz von selbst kamen Hersfeld und Henriette auf einige Kindergeschichten aus dem einen Leber der kleine Hans Jochen lief spielend zwischen ihnen hin und her, halt etwas bittend für sein Spielzeug, halt fragend in seiner kindlich klugger Art, und dabei vergina die Zeit so schnell, daß Hersfeld einigermaßen verlegen war, als endlich Henriette unter Hinweis auf ihre Sorge für das Hauswesen um die Erlaubniß bat, sich zurückziehen zu dürfen.

Wenn Leo Hersfeld an seine Stimmung am gestrigen Nachmittage zu rückdachte und sie detslich mit den leidenden, freien Gefühl, das ihn heute bewegte, dann war es ihm, als ob ein gnädiges Schicksal einen ehernen Reifen abgenommen habe, der ihn die Stirn schmerzhaft umspannte und ihm den Blick trübte für die einfachen und reinen Freuden des Lebens. Befriedigend hatte ihm noch kein Stunde seines rastlos fortwährenden Lebens gewährt, denn er hatte diese Befriedigung immer durch ähere Eindrücke gewinnen wollen; er sich selbst hatte er sie nie gekostet.

Was hatte ihm der heutige Morgen geboten? Eigentlich nichts. Und doch, wie viel!

Wie lange hatte er nicht einem jungen Weibe unbefangenen, harmlos gegenüber gesehen. Der holde Zauber reiner Mädchenhaftigkeit, an dem er so oft achlos vorübergegangen, übte nun endlich auch auf seine Seele eine ganze bezwingende Macht.

War das wirklich der hochmüthige, rücksichtslose Adjutant des Kaisers, der Don Juan von tausend Weibentugern, der jetzt mit welchem Mädchen aus seinem Fenster zum blauen Himmel aufstach?

Fünf Uhr Nachmittags.

(Fortsetzung folgt.)

Bier, Wein und Brantwein sind drei Elemente, die schon von je her im Leben der Menschen eine große Rolle gespielt haben. Sie bringen uns die frohe Stunden; namentlich wohl in den eblen Lebensstadien diese Eigenschaften in hohem Grade inne. Nicht minder als dem Wein wird dem Gerstenkaffee Lob gesungen, wogegen die poetische Literatur merkwürdigerweise wenig — und das wenig nur spöttlich — über den Brantwein zu sagen weiß. Und doch schmiedt der Brantwein, wie einst ein deutscher kleinhaaltiger Pötelant behauptete, an dessen Hof die Parole „morgen wieder lüschit“ galt, nicht nur „des Morgens gut“, er schmiedet auch zu Mittag's; wer Abends einen nehmen thut, ist frei von aller Plage, auch soll der edle Brantwein um Mitternacht nicht schädlich sein. Welches Getränk wird nun in den verschiedenen Ländern am meisten genossen? Diese interessante Frage hat erst kürzlich wieder ein Statistiker, und zwar der Schwede Gustav Sundbörg, behandelt, der eine Arbeit über den Verbrauch von Brantwein, Bier und Wein gibt. Die Daten sind nach dieser Aufstellung die besten vorragendsten Vorräthe des gebrauchten Trophens, sowie des Gerstenkaffees. Der Däne trinkt 14,4 Liter Bier pro Jahr, der Deutsche 8,8 und der Amerikaner 6. Für Wein steht Spanien oben an mit 115 Liter, und Frankreich mit 107 Liter. Der Deutsche trinkt jährlich noch 6 Liter, der Amerikaner und Däne nur je 1,5 Liter.